

Aufweis über Zeit, Ort und Art der Verwendung von Musik und Gesang. Die grundlegenden Texte zu der Arbeit bilden die Talmudim, die Midraschim, Teile der Targumim sowie die frühen Traktate der Mystiker der Merkava-Hekhalotmystik. Die Texte umfassen somit einen Entstehungszeitraum von fünf bis sechs Jahrhunderten, bieten aber – wie Grözinger aufweist – doch eine angesichts dieser Zeitspanne und verschiedenster rabbinischer Einzeltopoi oder Tradentenkreise insgesamt erstaunlich homogene Musikauffassung der Rabbinen dieser Epoche.

In den beiden Hauptteilen der Untersuchung – Teil I Talmud und Midrasch, Teil II Die mystischen Traktate – wird das gesamte Textmaterial nach den verschiedenen erkennbaren theologischen Leitgedanken hin aufgegliedert und im »Rahmen gemeinrabbinischer theologischer Vorstellungen« (6) interpretiert. Dieses methodische Vorgehen Grözingers sowie die Darbietung der Texte in deutscher Übersetzung ermöglicht auch dem Nicht-Judai-ten, in die rabbinische Gedankenwelt zu diesem Thema eingeführt zu werden. Selbst bei Divergenz einzelner rabbinischer Sätze lassen sich »Grundstrukturen der rabbinischen Musiktheologie« (332) verfolgen. Ausgangs- und Zielpunkt aller Zuordnungen von Musik und Gesang zu konkreten Orten im Kultus und im Leben ist die Erkenntnis des »himmlischen Königs, das Offenbarwerden seines ›Kavod‹, seiner Ehre, Macht und Herrlichkeit« (6, im einzelnen ausgeführt 8–56), auf die der Mensch singend und spielend antwortet. Musik ist so »zum einen Zeichen und Merkmal der Herrschaft und Herrlichkeit und zum andern Zeichen der Anerkennung und Unterwerfung unter sie« (332). Sie ist bereits in der Schöpfung verwurzelt, ja sie wurde allein um des Lobpreises Gottes willen erschaffen (9–13), das Nichtsingen seines Lobpreises ist denn auch Verwerfung der Herrschaft Gottes und gilt als Sünde, wie ebenso das Singen vor »fremden Herrn« und anderen Göttern (40–48). Anerkennung der Herrschaft Gottes und der Erkenntnis seiner Macht findet dann auch ihren adäquaten Ausdruck im Gesang, wenn der Mensch im Sakralbereich zu stehen kommt und um die Gegenwart Gottes weiss (s. 57–73). Dies geschieht dann aber nicht nur im Sakralbereich, sondern überall und zu jeder Zeit dort, wo Gottes Handeln im Leben des einzelnen (so auch bei Hochzeit und Tod, bei rabbinischer Ordination oder sonstigen Feierlichkeiten) oder des Volkes Israel als rettendes und befreiendes erfahren wird. Antwort gibt Israel mit »gesungenem Dank« (s. bes. 170 ff. »Das Lied als Dank des Menschen vor Gott«), der somit einerseits auf die bisherige Geschichte Gottes mit seinem Volk rückblickt (202 ff.), wie andererseits in der Gewissheit zukünftiger Rettungstaten Gottes (195 ff.) gipfelt. Ein Midrasch soll hier exemplarisch hervorgehoben werden, der die von Leidensstationen geprägte Geschichte der Juden bis hin in die jüngste »Vergangenheit« nachhaltig geprägt hat und die »ohnmächtige« Haltung der Juden im Angesicht der Feueröfen aller Verfolger in einem anderen Licht erscheinen lässt: »... Wenn ihr in Not kommt, dann spricht nicht: Wir wollen einen Krieg fechten, sondern *der Herr wird für euch streiten* (Ex 14, 14) und ihr sollt singen!« (192).

Der Arbeit Grözingers, mit einem umfangreichen Anhang versehen (338–373), kommt so das Verdienst zu, nicht nur eine Lücke in der judaistischen Forschung geschlossen zu haben, sondern auch den am jüdisch-christlichen Gespräch Beteiligten eine Dimension jüdischer Frömmigkeit erschlossen zu haben, die in eine gemeinsame Richtung von Juden und Christen weist: Musik und Gesang als Antwort des Menschen auf die erfahrene Herrschaft Gottes.

Alfred Wittstock, Bielefeld/Bethel

JOSEPH GUTMANN: *The Jewish Sanctuary*. (Iconography of Religions, XXIII/1.) Leiden 1983. E. J. Brill. XI, 34 Seiten, 48 Abb.

Der schmale Band besteht aus einer allgemeinen Einführung (1–22), einem Katalogteil (23–34) und 77 Abbildungen auf 48 Tafeln, die jüdische Kultgegenstände aus Mittelalter und Neuzeit darstellen (leider alle nur Schwarz-weiß). Die Einführung skizziert kurz die Entstehung und Entwicklung der Synagoge und ihrer Ausstattung, der Torarollen, ihrer Hülle und ihres Schmucks, des Gebetsmantels sowie der Gebetsriemen. Innerhalb des beschränkten Raums bietet G. eine Fülle an Informationen zum religiösen Brauchtum in seiner historischen Entwicklung und den regionalen Unterschieden. Problematisch ist höchstens der erste Abschnitt über die Anfänge der Synagoge, die G. als pharisäische Institution aus der Hasmonäerzeit betrachtet. Die ägyptischen Inschriften über *pro-seuchai* akzeptiert G. nicht als Beleg für Synagogen, offenbar auch nicht die Ausgrabungen von Herodion und Masada oder die Theodotus-Inschrift von Jerusalem (S. 1 »There is no secure archaeological evidence of the synagogue's existence before the third century C. E.«). Wenn G. für die Synagoge von Dura Europos nur eine minimale Beziehung zum babylonischen Judentum annimmt, mag das stimmen, ist jedoch nicht belegbar. Erhaltene Synagogengegenstände datieren nach G. erst ab dem 15. Jh.; die erhaltene steinerne Menora von Chammat Tveria sowie diverse Lampen aus palästinischen Synagogen zählt G. wohl nicht zu dieser Kategorie. Die Anfänge der Synagoge sollten hier offenbar nur gestreift werden – dafür siehe z. B. J. Gutmann Hrsg., *Ancient Synagogues. The State of Research*, Chico 1981 –; für die Synagogenkunst der späteren Zeit ist der Text jedoch durchaus informativ und zuverlässig.

Günter Stemberger, Wien

HAROLD HAMMER-SCHENK: *Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert*. 2 Bde. Hamburg 1981. Hans Christians Verlag. 708 Seiten und 502 Abbildungen mit Anmerkungen und Indices.

»Bis auf einige Ausnahmen ist bisher in kaum einer allgemeinen Geschichte der Architektur des 19. Jahrhunderts eine Synagoge auch nur ausführlicher erwähnt oder gar abgebildet. Synagogen gehören in Deutschland zu einer Baugattung, die nicht nur in ihren Denkmälern verschollen ist, sondern auch im Bewusstsein der Architekturge-schichte verlorengegangen zu sein scheint. Mittelalterliche Synagogen und jüdische Kultbauten der Renaissance und auch noch der Barockzeit fanden durchaus Berücksichtigung in der Forschung vor dem Krieg. Als jedoch das Interesse für das 19. Jahrhundert breiter wurde, beginnend mit den späten dreissiger Jahren, war es nicht opportun, sich mit Synagogen zu beschäftigen, und nach dem Krieg waren sie aus dem Bild der deutschen Städte verschwunden.«

Diese Sätze entstammen dem Vorwort der hier zu besprechenden gründlichen und bemerkenswerten Untersuchung über die Synagogenbauten des deutschsprachigen Raums von ca. 1780 bis 1933. Sie ist zugleich ein Beitrag zur Geschichte, Religions- und Kulturgeschichte und Historie des deutschen Judentums wie zur allgemeinen Architekturentwicklung Deutschlands in diesem Zeitraum.

Das Buch bespricht in ausgewählten klassischen Beispielen die Entwicklung der Baugeschichte seit der Emanzipation der Juden in Deutschland und zeigt auf, wie sich in einem Baustil auch jüdisches Selbstverständnis zeigt, das sich von Epoche zu Epoche verändert. Ebenso ist darin auch die gesellschaftliche Stellung innerhalb ihrer christlichen

Umwelt ablesbar. Anfängen von den Dorf- und Kleinstadtsynagogen am Ende des 18. Jahrhunderts, die sich noch innerhalb ihrer christlichen Umwelt verstecken müssen, da die Emanzipation in den meisten Gegenden Deutschlands noch nicht eingeführt wurde. (Erst Napoleon brachte bekanntlich von aussen her kommend die Wende.) Hier auch, in Kleinstädten und Dörfern, lebte die Masse der Juden, die Grossstädte waren ihnen durch Edikte fast überall in Deutschland noch versperrt.

Das 19. Jahrhundert ist in der Geschichte der Juden in Deutschland dadurch geprägt, dass eine zunehmende Landflucht und eine Ausdehnung des deutschen Reiches nach Osten einen grossen Zuzug von Juden von Land und Kleinstadt bzw. aus dem Osten in die deutschen Grossstädte bewirkte. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung zumindest der die Gemeinden bald beherrschenden führenden Schichten des Judentums setzte nun auch eine grosse Bautätigkeit von Synagogen in den Grossstädten ein, die so den Hauptteil der Untersuchung darstellen.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts versuchen die Synagogenbauer, bescheidene Bauten, die nicht besonders im Stadtbild auffallen, zu errichten; erst danach, mit wachsender Selbstsicherheit der Gemeinden, beginnt man riesige Bauwerke aufzuführen, die eine zentrale Stellung im Stadtbild einnehmen, ähnlich wie die Kirchen. In Anpassung und Unterscheidung versucht man, sich Kirchbauformen anzupassen oder aber einen eigenen Stil zu schaffen, den sogenannten maurischen Stil, der bis zur Jahrhundertwende den Synagogenbau in Deutschland bestimmt.

Durch den aufkommenden Antisemitismus, der das Judentum damit als Fremdkörper abstempeln will, geht man dazu über, in neuromanischem Stil – der gotische Stil ist den Kirchbauten vorbehalten – Monumentalbauten aufzuführen, die die fortgeschrittene Emanzipation symbolisieren sollen. In der Suche nach Unterscheidungsmerkmalen gewinnt die Innenausstattung grössere Bedeutung, die sich auf jüdische Symbole zurückbesinnt, die aus der Antike und dem Schmuck der Synagogen bis zum 18. Jahrhundert entnommen sind. Nach dem Ersten Weltkrieg wird der Synagogenbau führend in den modernen Richtungen, besonders bei jüdischen Architekten, noch vor Kirchen und staatlichen Bauten, was der jüdischen Gemeinde aber auch als Absonderung von deutscher Norm vorgehalten wird. Das Ende ab 1933 ist bekannt bis hin zur Vernichtung fast aller Synagogen im damaligen deutschen Reich.

Der Verfasser schätzt, dass ca. 2100 Synagogenbauten in der Zeit zwischen 1780 und 1933 errichtet wurden. Davon wurden nur ca. 750 Synagogen als repräsentativ für ihre Zeit und ihren Stil ausgewertet, dazu noch ca. 200 Synagogenentwürfe. Das Buch hat also keinesfalls vor, ein Kompendium sämtlicher Synagogen Deutschlands zu sein. Bei der Einzelbesprechung ist alles zeitgeschichtliche Material mit viel Fleiss zusammengetragen, ausgewertet und mit seinen wichtigsten Partien ausführlich zitiert.

Der Verfasser hat Kunstgeschichte, Archäologie und Geschichte studiert, sein Zugang ist durchaus vom kunstgeschichtlichen, architektonischen Blickwinkel zu verstehen. Er ist heute Professor am Institut für Bau- und Kunstgeschichte der Universität Hannover. Trotzdem ist es ihm gelungen, gerade auch die kultur- und geistesgeschichtliche Komponente der Architekturgeschichte abzugewinnen. Das Buch ist das Meisterwerk einer Einführung in ein bisher völlig vernachlässigtes Gebiet, und es kann das Verdienst für sich buchen, ein Kapitel deutsch-jüdischer Vergangenheit trotz der Vernichtung der steinernen Zeugen der Vergessenheit und auch der geistigen Vernichtung entrissen zu haben.

Michael Krupp, Jerusalem

BASIL HERRING (ed.): Joseph ibn Kaspis Gevia^c Kesef. A Study in Medieval Jewish Philosophic Bible Commentary. New York 1982. Ktav. XII, 303 Seiten.

Gevia^c Kesef bedeutet wörtlich »silberner Becher«; der Ausdruck findet sich in Gen 44, 2. Joseph ibn Kaspi (1279–1340), ein südfranzösischer Jude, wollte mit diesem Buch verschiedene Geheimnisse der Tora für die jüdische intellektuelle Elite, besonders für die Studenten der Philosophie, aufschlüsseln. Er steht dabei in der Tradition des Aristoteles und des Mose ben Maimon (1135–1204). Im »silbernen Becher« behandelt ibn Kaspi besonders die erzählenden Partien des Pentateuch. Fast die Hälfte des Werks ist der dunklen Vision Abrahams von den Weltreichen (Gen 15,17–21) gewidmet. Er will darlegen, wie diese und andere schwierige Bibelpassagen im Zusammenhang mit Erkenntnissen des Mose ben Maimon einleuchtend und für die Kontroverse mit Christen und frühen Kabbalisten brauchbar werden können. So deutet er z. B. den Hl. Geist als intellectus agens (1. Kapitel). Ferner kämpft er mit scholastischer Terminologie gegen scholastische Erklärungen der Dreifaltigkeit Gottes. Z. B. redet er davon, dass das Tetragramm im Aaronssegen dreimal vorkommt, dass jede intelligentia drei Komponenten hat und dass Gott selbst in dreifacher Hinsicht die Ursache der Welt ist: als causa efficiens, causa formalis und causa finalis. Die Zahl drei sei die vollkommene Zahl, sie habe einen Anfang, eine Mitte und ein Ende. Daher gebe es notwendigerweise sprachliche Verwandtschaften beim Reden über Gott zwischen Juden und Christen. Trotz des sprachlichen Konsenses bestünden aber harte Glaubensdifferenzen: »Wir sind weit entfernt von den Christen im Gemeinten, trotz einer äusseren Ähnlichkeit in Sätzen und in der Rede, obwohl einzelne Christen ähnliche Auffassungen wie wir haben« (95, 156).

Basil Herring legt eine vorbildliche Edition und Kommentierung von Gevia^c Kesef vor. Er bietet den Text von ibn Kaspi auf der Grundlage des Turiner Manuskripts. Ausserdem beschreibt er das Leben ibn Kaspis, die philosophischen Auseinandersetzungen seiner Tage, den Ort des »silbernen Bechers« im Gesamtwerk ibn Kaspis und die besonderen Schwierigkeiten, die in der Diktion dieses einzelgängerischen jüdischen Philosophen liegen. Die Mediävisten und Philosophen sind durch diese Edition bereichert worden.

Clemens Thoma

GUSTAV HORN (Hrsg.): Jüdische Jugend im Übergang. Ludwig Tietz 1897–1933. Sein Leben und seine Zeit. Tel Aviv 1980. Verlag Bitan Ltd. 240 Seiten.

Selten wird sich in einer Veröffentlichung, die dem Gedenken dient an jemand, der vor mehr als fünfzig Jahren verstorben und nur in der – allerdings bedeutenden – Umwelt seiner Freunde und Mitarbeiter bekannt geworden ist, so viel Zeitgeschichte widerspiegeln wie in diesem eindrucksvollen und reichhaltigen Buch. Es füllt eine echte Lücke, denn selbst in dem 1840 Seiten umfassenden Band III von Werner Kindts hervorragender »Dokumentation der Jugendbewegung« (Eugen Diederichs Verlag, 1974), welcher der »bündischen Zeit« (1920–1933) gewidmet ist und immerhin ein Kapitel von 25 Seiten über »Die jüdische Jugendbewegung in Deutschland« enthält, kommt Ludwig Tietz überhaupt nicht vor. Und doch hat er, wie das vorliegende Buch, das aus Erinnerungen an den Verstorbenen, aus Gedenkreden und -artikeln nach seinem allzu frühen Hinschied, aus eigenen Aufzeichnungen und Briefen zusammengestellt ist, eine massgebende, ja die entscheidende Rolle gespielt bei der Zusammenführung sehr unterschiedlicher Gruppen der deutschen Jugendbewegung in der Weimarer Zeit, die 1924 zur Gründung des »Reichsausschusses der jüdischen Jugendverbände« führte.